

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.
Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

1917. * Nr. 7

Heimgesunden.

Roman von F r i e d r i c h D a u m.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Gestern Mittag holte Herr de Champnoir uns mit seinem Bierzug ab. Geloise bekam unterwegs einen Anfall ihrer Nervenschmerzen und stieg trotz meines Protestes aus. Wir sollten die Fahrt fortsetzen. Ich tat es nur widerstrebend. In einem Botort stiegen wir aus und nahmen in einem Waldhaus eine Erfrischung. Der Botenrat verzögerte mit der Abfahrt, trotz meines Drängens. Wir ergingen uns im Walde, nahe eines Sees. Der Franzose wurde mir un-

erregt, Strachmann die Ruhe selbst. Ich hörte nur einmal, wie er sagte, wenn dem Herrn zu warm sei, wolle er ihn zur Abkühlung in den halbzugefrorenen See werfen. Nun wechselten die Herren ihre Karten und das Ende wird ein Duell sein. Strachmann brachte mich heim. Wir schritten stumm eine Weile nebeneinander her. Dann sprach er:

„Marga Seeburg, es ist Zeit, daß Sie Ihr Heim aufsuchen. Was hält Sie noch hier? Haben Sie niemand, niemand zu Hause, der Sie lieb hat?“

Wie schroff er das sagte. Ich hätte ihm böse sein mögen und war doch viel zu schwach dazu.

Zu Hause! — Ja, dort sind Menschen, die mich liebhaben.



Weitergefecht: Angriff deutscher Dragoner. Von Prof. M. Baraschütz.

heimlich und zuletzt — unverschämte, mit Liebesbeteuerungen. Ich tat entschuldig. Da kam Rettung — die beste! Strachmann. Ich riefte auf ihn zu. So verstört war ich, daß ich nicht einmal ein Wort der Bitte zu sagen wußte. Was folgte! Der Franzose hoch

Ich erkenne es ruhig an. Bei ihnen war ich geborgen. Aber soll ich, wie ein lahmes Huhn beim ersten Habichtschrei, nach Hause eilen? Soll ich bekennen, ich fürchte mich draußen, nun einmal ein Wind weht und das Leben mir selbst flarr ins Gesicht sieht?

„Nein, — noch habe ich keine Schuld und will mich hart be-
arbeiten. So sagte ich ihm denn, daß die zu Hause für mich noch
nicht in Frage kämen. Ich wäre nicht gesonnen, beim ersten
Kampfe die Flinte ins Korn zu werfen.“

„Welch ein kindischer Trost“, rief er da zornig. „Sie wissen ja
nicht, was über Ihnen steht. So schön, so jung, so reich, so begabt —
wie von Gott zum Lieben geschaffen und doch so trotzig. Sie
gehen durch Feuer und Wasser und merken es nicht. Sie haben
ein starkes Gemüt und Sie glauben an sich selbst. Aber Sie wissen
den Weg nicht und der, den Sie jetzt gehen, der ist steinig.“

„Mag er doch, ich bin nicht wehleidig.“

„Aber einmal wird es doch über Sie kommen und Sie werden
vom Heimweh überwältigt, unter Schmerzen den Heimweg suchen.
Denn das Herz muß die Wege weisen, wenn die Seele nicht ver-
kummern soll, niemals der Verstand. Merken Sie sich das!“

Dann schwieg er lange. Dann sprach ich, weil eine dumpfe
Angst in mir war.

„Was haben Sie nur mit dem Botschaftsrat vor? Sein Be-
nehmen war höchst unpassend und abstoßend, ich will ihn auch
nie wieder sehen. Aber Sie — sollen darum doch nicht in Konflikt
mit ihm geraten.“

Zum ersten Male seit der Franzose uns verlassen hatte,
wandte er mir sein Gesicht zu. Ich erschauerte vor seinem wehen
Blick und den schmerzdurchwühlten Zügen. Tauchte da ein neues
Unheil am Horizont auf?

„Sie — Kind! Stehen mit Kant und Schopenhauer wo-
möglich auf Du und Du. Aber einen Schurken verdrögen Sie
nicht zu erkennen. Die Welt ist kein Laubengarten, auch die Hölle
hat ihre Niederlassungen darin. Fahren Sie nie wieder mit
Deuten vom Schlage dieses Botschaftsrates allein aus. Auch
wenn die Herrschenden sich durch vornehme Manieren auszeichnen.
Der Adel ist verschuldet bis über die Ohren, Ihr Geld würde ihm
ebenso willkommen sein, wie Ihre Schmach und Jugend.“

Es durchschauerte mich, als er mit solch brutaler Offenheit
mir die Augen öffnete. Doch gleich darauf begann er von neuem.

„Die jungen Burichen, welche in Ihrem selbstgefälligen, aber
jammervollen Drang einer Künstlernatur, Ihnen ihre Guldigungen
frei darbrachten, haben Sie kalt abgewehrt. Aber auf den hoch-
gebotenen Ton dieses fremden Aristokraten sind Sie hereingefallen.
Das Leben ist Ihnen ja noch ein Rätsel. Da ich Ihre Unkenntnis
gewahrte, so blieb ich dem Menschen auf der Fährte. Und auch,
weil — nun Sie werden wohl die Wahrheit vertragen können,
weil ich Sie liebhabte. Erschrecken Sie bitte nicht, — ich darf Ihnen
dies Bekenntnis ruhig machen, da ich weder Hoffnungen noch Er-
wartungen daran knüpfte. Ihre Person steht mir zu hoch dazu,
denn ich fühle, wie Ihr Herz noch weit weg ist und wohl die Stunde
kommen wird, wo es zu heißem, neuem Verlangen erwacht.
Es ist ein weiterer und ein schwerer Weg bis zu solchem Erkennen.
Das mögen Sie mir glauben. Jede Regung Ihrer reinen Seele
habe ich studiert. Ihr Wesen hat eine tiefe Weihe in meine Seele
gesenkt. Wie Dichter lieben tiefer, heiliger und umfassender als
die Menge, uns ist das geliebte Weib ein überirdischer Genuss,
der durch stilles Leuchten uns begeisternd zu großen Werken ent-
lammt. Dichterliebe ist nicht fürs Leben, sie stirbt unter dem
Drucke des Alltags. Mein Genius sind Sie, — Margta Seeburg,
die Liebe zu Ihnen reißt mich aus dem Strome der Alltäglichkeit
zu lichten Höhen und das danke ich Ihnen, immer, wenn ich auch
schweren Herzens Sie ziehen lassen muß. Als aber rohe Hände
an mein Ideal tasten wollten, da ward ich Ihr treuer Wächter,
Kraft meiner Liebe maßte ich mir dies Amt zu. Gehen Sie heim,
Geliebte, ruhen Sie aus und spannen Sie Ihre Seele zu segens-
bringender Tätigkeit in den Dienst einer stillen, aber reinen Haus-
lichkeit, wo wahre Liebe Sie umfängt. Hordchen Sie auf Ihren
Herzschlag, der Trop muß weichen und die alte Liebe schießt wieder
auf. Zürnen Sie mir wegen meiner offenen Worte nicht, ich bin
doch auch nur ein Mensch und wir sollen ja einander helfen. Sie
aber hatten den Weg verloren in sich selbst. Kommen Sie, steigen
Sie in jenen Wagen, er wird Sie sicher in Ihre Behausung bringen.“
Willenlos, halbbetäubt ließ ich mich in das Gefährt paden.
Noch einmal drückte er mir die Hand und sagte leise: „Leben Sie
wohl, meine Muse.“

Eine Träne blinkte in seinen Augen. Die Pferde zogen an
und ich sank weinend in die Polster. Was ich seihen gehört,
lang selbst in mir nach. Nun hatte ich ein Stück Leben nicht nur
gesehen, sondern auch miterlebt. Eines Mannes, eines Dichters
Liebe hatte neben mir geatmet, mich zum Gegenstande heiliger
Empfindungen gemacht und ich hatte nichts gemerkt. Sonder-
bar, — nun ich es wußte, vermochte ich dennoch nicht empört zu
sein, ich ahnte die Größe seiner Entsagung. Aber wie ihm je
wieder unter die Augen treten?

So kalt erschien mir diese fremde, große Stadt, das Niesen-
magedeuer!

Wie dürftig und leer die Bekanntschaft in ihr.

Heimweh? — Ja, so ist es! Ich sehne mich nach Seeburg,
nach dem guten Gesicht der Tante Dorette. Und nach — ach
auch nach dem andern, der mich liebhat und doch so schroff abwieß,
statt mein Führer zu sein und meine Seele zu halten. Oder hält
er sie doch noch? Bin ich nicht frei?

Zürnen kann ich dem guten Strachmann nicht, aber wieder-
sehen will ich ihn nie mehr. Es wäre doch zu peinvoll.

Selbste war recht böse, als ich ihr von den Geschehnissen Mit-
teilung machte.

„Der arme Botschaftsrat, nun soll er sich mit dem deutschen
Bramarbas schlagen. Wie konntest du, Margta, es nur so weit
kommen lassen? Wir Frauen haben doch die Verpflichtung,
solch barbarische Bräutereien zu verhüten. Wenn der Herr sie dir
in einer für deutsche Verhältnisse etwas feurigen Weise huldigte,
so warst du doch sehr unklug, indem du einen andern mit hinein-
zogst. Dieser Strachmann besitzt doch keine Spur von feinerer
Lebensart. Daran, daß mehrere Männer dich schön und begehren-
swerth finden, wirst du dich beizeiten gewöhnen müssen, mein Schatz!“

Ich erwiderte: „Der Franzose flüchte mir Abscheu und Furcht
ein, als er mir ohne meine Bitten und Gebote zu beachten, von
seiner Liebe sprach.“

„Aber, Feuerste! Warum da gleich die Fassung verlieren?
Du lebst wie eine Schnecke in ihrem Hause in deiner Unnahbarkeit,
möchtest aber zugleich auch unter die Menschen gehen. Ja, dann
mußt du deinen Standpunkt etwas verrücken. Du hast dich nicht nur
kindisch benommen, nein, was viel schlimmer ist, unsere hiesige Po-
sition bedenklich erschüttert. Dein Erlebnis ist reif für den Klatsch
und wird in ungeschwätlichen Dimensionen kolportiert werden!“

Wie wurde ganz bänglich bei dem Gedanken an einen öffent-
lichen Skandal. Außerdem ärgerte es mich, daß die Freundin der
äußeren Lage der Dinge in ihr Gewicht beimaß, als meinem seeli-
schen Zustande. Zum ersten Male verstand ich sie nicht ganz. Doch
sah ich ein, daß die Weltkluge allein raten und helfen mußte.

„Mein Gott, Heloise, was sollen wir beginnen?“

„Laß mich darüber nachdenken! — Das Beste wird sein,
wir reisen. Will einmal den Professor Baillard befragen!“

Dann schied sie mich fort und machte sich zum Ausgehen bereit.

Nun sitze ich hier, eine Beute der entsetzlichen Unruhe!

Ununterbrochen beschäftigt das Zusammenrücken der Männer
meine Gedanken. Sobald ich die Augen schließe, sehe ich sie
kämpfen und bluten.

Strachmanns Worte lassen mich nicht los. Ich will versuchen
zu schlafen.

11. Dezember. Wieder ist es Nacht! — Welch ein Tag
liegt hinter mir! Zu Vieles, Gewaltiges ist auf mich eingestürzt!

Es drückt mich zu Boden und macht mich todeskaurig!

Nun zog ich hinaus, um das Leben zu schauen und jetzt meistert
es mich. Unter dem Druck der Verhältnisse muß ich Dinge tun,
Entschlüsse fassen, die meinen eigenen Wünschen zuwiderlaufen.
Aber ich muß es über mich ergehen lassen, will ich nicht all
meinen Stolz begraben. Jetzt heimkehren, hieße mich geschlagen
belennen.

Also reisen wir und zwar mit fluchtartiger, unwürdiger Hast.

Doch ich will den Verlauf der Ereignisse chronologisch berichten.
Der frühe Morgen brachte mir den Besuch des Veters Gero,
welcher mich bei den geheiligten Traditionen unseres Standes
beischwor, Berlin den Rücken zu kehren und schleunigst auf Seeburg
unter die schützenden Fittiche Tante Dorettes unterzukriechen.

Damit hatte er nun kein Bild bei mir. Mein Eigenwille
erwachte in alter Stärke und ich fand den Mut des Widerstands.

Was will man denn von mir? Ziehe ich nicht scharfe Kreise
um mich her? Kann ich dafür, wenn äußere Dinge sie berühren?
Ich bin mir keiner Schuld und keines Unrechts bewußt. Nie-
manden wollte ich Böses antun. Meiner Handlungen habe ich
mich nicht zu schämen.

Will man mir ein Vergehen daraus andichten, weil ich einem
Drang nach den Wahrheiten des Lebens nachgegeben habe, so
mag man dies immerhin tun.

Nicht aller Glanz ist echt im Leben, das habe ich gefunden,
aber auch manches Schöne und Gute läuft im schlichten Ge-
wande uher.

Es gibt wohl auch Menschen unter der Menge, suchen wir nur!
Gero verduftete schnell. Er wird wohl als Parlamentär aus-
gesandt worden sein, um mich fortzuschaffen.

Berlin lehre ich mit Freunden den Rücken.

Im Laufe des Nachmittags sprach Professor Baillard vor.
Das Duell hat stattgefunden.

Entsetzlich! Der Franzose liegt mit einem zerfetzten
Badeknochen darnieder. Weil er einer fremden Botschaft an-
gehört, wird es unliebsame Weiterungen geben. — Dem guten
Strachmann hat die Kugel den linken Arm zerfchlagen.

Wenn der Garten nicht viel Arbeit verursacht soll.

Von Gustav Heid.

(Nachdruck verboten.)

Das ist zwar das schöne, gesündliche Wertvolle, das Arbeiten im Garten. Aber es gibt doch Leute genug, auch rechte Gartenfreunde, die einen Garten besitzen möchten, aber nicht in der Lage sind, ihn selbst zu bearbeiten. Da hindert wohl der körperliche, leidende Zustand, an dieser sonst die Gesundheit kräftigende Arbeit sich zu beteiligen oder die Berufsarbeit; der Garten soll nur zur Erholung dienen; oder das Alter, oder andere Gründe lassen die Arbeit nicht zu. Bei den hohen Arbeitslöhnen aber ist es dann ausgeschlossen, einen Gartenarbeiter zur Hilfe zu nehmen. Und doch brauchen auch solche Leute des Gartens oder Gärtchens nicht zu entbehren. Es gibt viele Wege, die größte Arbeit zu umgehen. Dann muß allerdings von einem besonderen Ertrag aus dem Garten abgesehen werden. Ein solcher wird auch wohl kaum beansprucht oder erwartet, nur eine kleine Friedens- und Ruhestätte soll das Stüdchen Erde sein.

Zunächst wäre an die Bepflanzung mit allerlei Strauchwerk zu denken, Blüten- gesträuch, auch einiges fruchttragende. Ein einmaliges Beschneiden im Jahre durch den Gärtner wäre die einzige Geldausgabe hierfür. Haselnüsse, Johannis- und Stachelbeeren, vielleicht auch Himbeeren oder Buchsbaum könnten an etwas freier Stelle stehen, während das andere Gehölz schattiges Gebüsch bildet, das ein Ruheplätzchen aufweist. Sonst aber wäre der Rasen, vielleicht mit Wiesenblumen untermischt, der weitere Ausschmuck des Gärtchens. Er braucht nicht zu oft geschnitten zu werden, da es nicht um einen saftig-grünen Samenrasen zu tun ist. Es könnte auch eine Staudentabatte mit recht widerstandsfähigen Stauden, etwa wie sie aus den Bauerngärten zu uns herübergekommen sind, angelegt werden. Sie wird bei wenig Arbeit viel Freude machen. Ich habe mit Absicht diese alten Stauden angeführt, sie sind widerstandsfähiger und weniger pflegebedürftig wie manche neue Sorten. Auch ein paar winterharte Rosen wären am Platze. Manche herrliche Sorten sind unempfindlicher als allgemein angenommen wird. So bekommt „Gloire de Dijon“, „Jules Margottin“ u. a. bei mir nie einen Winterrudus. Das Instandhalten einer solchen Anlage erfordert wenig Mühe und diese Arbeit wird der Besitzer wohl gerne übernehmen.

Nun soll der Garten vielleicht doch das eine oder andere für die Küche liefern, nicht allem des Ertrages, sondern auch der Zweckmäßigkeit wegen. Es mündet das doch immer besser, was der eigene Garten hervorgebracht hat.

Dem die Gartenarbeit etwas schwer fällt, merkt erst, wieviel Arbeit doch die Gemüsezucht erfordert, die allerdings dem Besizer eine Freude ist. Nun haben wir manche Gartengewächse, die ausdauernd sind oder doch längere Zeit auf einer Stelle stehen können. Bei Gemüse ist das weniger der Fall, obgleich auch hierbei etwas zu finden ist. Mancherlei für die Küche wichtige Kräuter aber zählen zu den ausdauernden.

Biel zu wenig wird der Mangold benutzt. Im Frühjahr ausgesät, bleibt er bis zum Eintritt der Fröste auf seinem Platze. Seine Blätter, die stets gepflückt werden können, geben ein spinatähnliches Gemüse, und wird wie dieser zubereitet. Auch die saftreichen Stengel geben ein feines Gemüse. Sie werden wie Spargel, Blumenkohl oder anderes Gemüse zubereitet, müssen aber in kleine Stücke geschnitten und abgekocht werden.

Der Neuseeländer Spinat, eine kriechende, dem Eisraut ähnliche Pflanze, liefert ebenfalls den ganzen Sommer hindurch wohlgeschmedendes Spinat. Kann ein ganzes Beet beanspruchen.

Manderorts, nicht überall, ist der ewige Kohl sehr verbreitet und als wohlgeschmedendes Gemüse, wiederum wie Spinat zubereitet, sehr beliebt. Hält ein paar Jahre auf einem Beet und wird durch Seitenprossen leicht vermehrt. Dann werden auch einige Rhabarberstauden gewiß nicht fehlen, sie verlangen doch wenig Pflege. Daß die Stengel auch getrocknet und so aufbewahrt werden können, ist noch wenig bekannt. Diese Art der Konservierung erfordert wenig Arbeit und keine Kosten. Man kann also schon eine nette Zahl dieser dankbaren Rhabarberstauden im Garten anpflanzen.

Sehr dankbar wird sich auch die Anlage eines Kräuterbeetes erweisen. Sind die ausdauernden Kräuter einmal auf ein gut

vorbereitetes Beet richtig angepflanzt, dann bleibt als weitere Arbeit nur ein mehrmaliges Auflodern und Düngen des Bodens.

Der Sauerampfer, zu Suppen, Salat, Gemüse usw. gut zu verwenden, darf nicht fehlen. Nicht minder der Schnittlauch. Dieser kann schon reichlich angepflanzt werden, denn er wird nicht nur zum Brot genommen, er dient auch als Zwiebelersatz beim Salat, dann aber auch als Salat selbst. Das ausdauernde Bohnenkraut, als Ersatz für das einjährige Bohnenkraut, gehört auch auf das Beet und wird beizeiten zum Trocknen und Aufbewahren geschnitten. Diese drei dienen auch als gute Einfassungspflanzen. Das wäre nur einiges für das Kräuterbeet.

Wenn nun in Vorstehendem der Beschränkung der Gartenarbeit das Wort geredet ist, so soll damit nicht der Wert der Gartenarbeit für Gesunde, und so es tunlich ist, auch der Kranken nicht gekürzt werden. So weit sind wir doch, daß die Arbeit im Garten als ein Stärkungs-, ja ein Heilmittel in vielen Fällen allgemein anerkannt wird. Aber wiederum gibt es auch Fälle, in denen sie auf das geringste Maß zurückgeführt werden muß und für diese sollen diese kurzen Anregungen dienen.

Regierbild.



Wo ist der Schmutzler?

Das Geschenk des Zaren.

Zar Nikolaus I., der mit einer Tochter König Friedrich Wilhelms III. von Preußen, also einer Schwester Kaiser Wilhelms I. vermählt war, hatte bei einem seiner häufigen Besuche am Berliner Hof den Hofmaler Franz Krüger kennen gelernt und bei dem von ihm sehr geschätzten Künstler mehrere Bilder in Auftrag gegeben. Als Zeichen seiner Zufriedenheit und besonderen Gunst hatte der Zar sodann persönlich eine kostbare Uhr ausgesucht und den Auftrag gegeben, sie dem Künstler zu überreichen. — Der auf diese Weise ausgezeichnete nahm natürlich die nächste passende Gelegenheit wahr, dem Zaren seinen Dank abzustatten. Dieser erwiderte, er

freue sich, wenn ihm die Uhr gefiele und fragte lächelnd, ob er sie auch trage, er möge sie ihm doch einmal zeigen.

Krüger bejahte die Frage und zeigte die erhaltene Uhr vor. Es war dies nämlich ein ganz mittelmäßiges Stück, das in keiner Weise den Eindruck eines kaiserlichen Geschenkes machte.

Der Zar beah die Uhr, schüttelte den Kopf und rief zornig: „Ja, das ist aber doch gar nicht die Uhr, die Sie von mir erhielten!“

„Ew. Majestät seien versichert, dies ist die Uhr; wie würde ich wagen, die Unwahrheit zu sagen,“ antwortete der Künstler.

„Und dieses elende Ding soll ein Geschenk von mir sein?“ brauste der Zar empört auf. „Geben Sie es mir nur her; ich werde die Sache untersuchen.“

Diese auffällige Unterhaltung sprach sich natürlich bald in den Hofkreisen herum und kam auch zu Ohren des damaligen Prinzen von Preußen, des nachmaligen Kaiser Wilhelms. Gelegentlich eines Hoffestes, das bald nachher stattfand, sprach dieser den Künstler, der inzwischen eine „andere“ Uhr erhalten hatte, an: „Nun, Krüger haben Sie denn nun eine andere Uhr erhalten?“

„Jawohl, königliche Hoheit, aber — hier ist sie“, und damit wies er dem Prinzen die erhaltene — noch minderwertigere Uhr vor.

„Na, da hört aber doch alles auf“, entfuhr es empört dem Prinzen beim Anblick dieses neuen Geschenkes. „Geben Sie her, ich werde sie dem Kaiser selbst zeigen — das ist unglaublich!“

Das geschah, und der Zar — zuckte ratlos die Achseln und meinte: „Ja, ich kann es eben nicht ändern.“ A. M.

Der Fremdenlegionär.

Fern der Heimat muß ich sterben;
Fern von allem, was ich lieb!
Ach! Der Reid schwur mir Verderben,
Haß und Bosheit mich vertrieb!
Könnt' ich nur noch einmal weilen
In den Tälern, auf den Höhen,
Zu dem Vaterhause eilen
Und ins Aug' der Mutter sehn!
Aber ach! die Stunde naht,
Die mich führt zum Todespfad!

Nur der Traum läßt mich begrüßen
Das geliebte Heimatland,
Trägt mich hin auf schnellen Füßen,
Wo einst meine Wiege stand.
Auf dem bunten Wiesenraus

Lebt mich Lust zu Spiel und Tanz,
Und die holde, schön wie keine,
Reicht mir ihren Blütenkranz —
Aber ach! die Stunde naht
Die mich führt zum Todespfad.

Heiß im Sonnenbrande glühet
Geld und weih der Wüstenand;
Seinen letzten Staub er sprühet
Um mich, fern dem Heimatland.
Trommelwirbel mahnt zum Scheiden.
Teure Heimat dir mein Gruß!
Ein Kommandoruf! Mein Leiden
Eine Salbe enden muß.
Lebet wohl! Die Stunde naht,
Die mich führt zum Todespfad!

F. Coert.

Brennschere zog. Trotzdem sie kaum zum Umkleiden Zeit hatte, war sie doch glücklich um dreiviertel acht Uhr fertig.

Frau Konsul Vooschen musterte ihr Fräulein verwundert durch die langitüelige Vorgezogene.

Zum erstenmal fiel es ihr auf, diese Juliane Bergen war schön. Das Schwarz der Trauer hob nur noch den perlmutterweißen Teint, den Goldton des Haars, das in bauschiger Fülle unter dem breitrandigen Hut leuchtete.

Anitas zierliche Erscheinung wirkte puppenhaft und unscheinbar, trotz des eleganten, hellblauen Kleides, das sie an diesem Abend zum erstenmal trug.

Schwarzblau wie ein samter Mantel spannte sich der Julimantel über den See, von Sternen durchfunktelt! Schwarzblau weitete sich das Meer, es rauschte eintönig, einschlafend wie ein Wiegenlied! Dampfkugeln und Nebeln zögen auf und warfen sich hoch in die warme Nachtlust, die nach Rosen duftete, nach tausend Blumen, die ihren Kelch tauschend senkten.

Die Fenster des großen Saales im Kurhotel standen weit offen, Lichtfluten fielen auf die große Terrasse, wo man an kleinen Tischen bei rot verschleierte Kerzen saß.

Wie schön das war, wie wunderschön! Juliane Bergen lächelte! Ihre dunklen Augen strahlten wie Sterne. Drinnen im Saal tanzte Anita! Walzermelodien klangen weich und sehnsüchtig bis hier auf die Terrasse.

Herr Karsten, der Onkel von Referendar Leonhard, hatte den Tisch belegen lassen. Er hatte gehofft, an diesem Abend die Frau Konsul Vooschen, in deren Haus sein Nefse so viel verkehrte, kennen zu lernen. Und er war überrascht gewesen, an Anitas Seite eine so bildschöne, so jugendliche Frauengestalt zu sehen.

Er hatte sich die Frau Konsul mit Hinblick auf die Tochter allerdings ganz anders vorgestellt!

Dann hatte sich der Irrtum aufgelöst und er hatte in Juliane Bergen das einzige Kind seines alten Studienfreundes Doktor Bergen kennen gelernt. — Sie unterhielten sich gut!

Wie ein vertrauter Freund dünkte ihr der Mann, der so voll Güte nach ihrem Schicksal frag. Vergessen war für sie Anita Vooschen und die ihr zuerteilte Rolle als Ehrendame!

Sie fühlte den warmen, bewundernden Blick des Mannes ihr gegenüber, die leise Huldigung, die durch seine Worte klang.

Er erzählte ihr von seinem Gut in Ostpreußen, von dem Zauber der Einsamkeit, wenn der lange ostdeutsche Winter seinen Einzug hielt, von dem kurzen, glutheligen Sommer, der so schnell die Rosen wachküßte in dem alten Park! Von dem alten Schloß mit seinen Türmen und Winkeln und Gängen und dem See, wo die Wildenten tauchten und die stolzen, schwarzen Schwäne! Auch von seiner Frau sprach er ihr, die ihm der Tod vor vielen Jahren entriß und wie still es um ihn geworden sei auf Dombrowen.

„Sie hatte Ihren Namen, Fräulein Bergen, sie hieß Juliane und ich nannte sie ‚Lia‘!“ sagte er leise. „Ihr Haar war so golden wie das Ihrige und ihre Stimme hatte auch diesen weichen Klang. Ich werde diesen Abend niemals vergessen und ich hoffe, auch Sie werden ihm ein freundliches Gedenden bewahren! Darf ich es hoffen?“

Seine blauen Augen, die noch so jung blickten, hatten ihren Blick festgehalten, während ihre Gläser mit dem goldfunkelnden Wein sich grüßten mit hellem Ton!

Dann war Anita gekommen und hatte überraunig zum Aufbruch gedrängt.

Juliane Bergen schlief wenig in dieser Nacht! Der Abend war gar zu schön gewesen! — Unvergessbar würde er ihr sein! — Unvergessbar wie jedes Wort, was Herr Karsten zu ihr gesprochen.

Sie glaubte wieder den hellen Klang zu vernehmen, mit dem ihre Gläser zusammenstießen, sie glaubte wieder seinen Blick zu fühlen, diesen warmen, beschützenden Blick.

Der sonnenwarme Morgen fand sie am Strand, wie jeden Tag. Es war die einzige Stunde, die ihr gehörte, denn Frau und Fräulein Vooschen pflegten vor zehn Uhr nicht aufzustehen. Sie ging über den Lauffteig, der weit in die schäumende See hinausgebaut war und sah den Möven zu, wie sie ihr silbriges Gefieder spannten und blitzschnell hinabtauchten in die sonnenglitzernde Flut.

Blau, wolkenlos dehnte sich über ihr der Himmel, am fernen Horizont glitt ein großer Dampfer vorüber.

Die frische Brise spielte mit den weichen, goldhellen Locken an ihren Schläfen, er zerrte an dem schwarzen Schleier, den sie um ihr Haar gewunden hatte.

Hinter ihr klangen Schritte über die Bohlen, sie wandte sich um. Ein leichtes Rot stieg in ihre Wangen, Herr Karsten kam grüßend an sie heran.

„So früh schon draußen, Fräulein Bergen?“

Sie nickte lachend.

„Nachher beginnt mein ‚Dienst‘!“ sagte sie leise.

Er sah ernst auf sie nieder.

„Ihr Dienst!“ wiederholte er langsam. „Und das ist nun Ihr Voos, tagaus, tagein dieser Frau Vooschen und dem Fräulein Tochter Magdchen zu tun ... empfindend!“

Sie zuckte die Schultern und blickte an ihm vorbei auf das Wasser, das ruhelos seine gläsernen Bogen heranwühlte.

„Ich darf nicht klagen, Herr Karsten! Ich hab' es noch viel schlimmer treffen können! Es wird viel verlangt heutzutage und gerade in meinem Fach als ‚Stütze der Hausfrau‘ ist eine Überfülle von Angeboten!“

„Das mag ja sein, Fräulein Bergen! Aber eigentlich sind Sie viel zu schade dafür! Ich habe noch so lang über Sie nachgedacht gestern abend, ich konnte Ihr Bild nicht bannen!“ Er strich mit einer hastigen Bewegung über das kurz geschnittene Haar, das an den Schläfen silbrig schimmerte und das so eigentümlich wirkte zu der gebräunten Haut und den hellen Augen.

„Sehen Sie, Fräulein Bergen, ich habe heute nicht viel Zeit und Sie auch nicht! Ihr ‚Dienst‘ beginnt und mich erwartet mein Zug! Darum möchte ich diese für mich so kostbaren Augenblicke ausnützen, Ihnen sagen, welch eine große Freude es mir war, Sie kennen zu lernen — es war der erste, frohe Tag, den ich nach langen Jahren durch Ihre Gegenwart genießen durfte!“

Er atmete schwer auf. „Und nun möchte ich eine Frage an Sie richten, die mir selbst vermessen erscheint und die mir dennoch vielleicht ein Glüd von neuem schenkt, wie ich es einst in dem Namen ‚Lia‘ befehlen! Wollen Sie für mich ‚Lia‘ werden, die blühende Rose im Herbst meines Lebens, — mein Meinod — mein angebetetes Weib da droben in der Einsamkeit des nordischen Winters?“

Sie griff wie stützend an das Geländer des Lauffteiges, geblendet von der Märchenpracht des Glüdes, das seine Worte ihr erschlossen.

„Lia! O sprechen Sie ein Wort! — Sehen Sie mich an ... darf ich hoffen?“

Da hob sie die strahlenden dunklen Augen zu ihm auf, sie lächelte.

„Lia! Süße Lia!“

Unter ihnen rauschte die See klatschend an die Pfeiler und Lia schloß die Augen und fühlte heiße Küsse auf ihren roten, jungen Lippen.

Am heutigen Morgen klingelte Frau Vooschen vergeblich nach „Fräulein“. Sie und ihre Tochter mußten sich ohne Hilfe ankleiden.

„Das kommt davon, wenn man zu rücksichtslos ist! Ich werde ‚Fräulein‘ diese Morgenspaziergänge einfach verbieten!“ sagte Frau Konsul Vooschen würdevoll, als sie sich mit ihrer Tochter auf die Terrasse zum Frühstück begab.

Hier wartete ihrer eine Überraschung. Herr Rittergutsbesitzer Karsten und sein Nefse traten ihnen reisefertig entgegen, der letztere ein wenig verlegen unter Anitas vorwurfsvollen Blicken.

„Ja, wir reisen in einer halben Stunde ab, gnädigste Frau! Mein Nefse begleitet mich noch vierzehn Tage auf meine Besitzung Dombrowen zur Hühnerjagd! — Ich denke, das wird ihm mehr Vergnügen machen, als hier in dem langweiligen Seebad herumzuflirten!“

Frau Konsul Vooschen lächelt und nickt dem jungen Herrn lebenswürdig zu, dann wendet sie sich an ihre Tochter.

„Anita, sieh dich mal nach ‚Fräulein‘ um, ihr Ausbleiben ist wirklich rücksichtslos!“

„Sie sprechen von Fräulein Bergen, gnädige Frau?“ beginnt Herr Karsten lächelnd und zieht den Wädelbinderhandschuh über die linke Hand. „Sie zürnen der jungen Dame, daß Sie noch nicht hier ist, um Ihre Befehle entgegenzunehmen, nicht wahr? — Aber der Schuldige bin ich in diesem Fall! Ich traf Fräulein Bergen vorher auf dem Lauffteig und wir kamen ins Plaudern, ist sie doch die Tochter meines lieben Kollegbruders Doktor Bergen, meines verehrten, so früh verstorbenen Freundes! Sie wußten dies nicht, Frau Konsul?“ — Er lächelt sarkastisch zu der sprachlosen Überraschung, die sich auf dem breiten, roten Gesicht der Dame widerspiegelt.

„Und gleichzeitig möchte ich Sie bitten, die junge Dame so bald als möglich aus ihrer Stellung zu entlassen! Ich habe die Ehre, Ihnen meine Verlobung mit Fräulein Juliane Bergen bekanntzugeben!“

„Meinen Glückwunsch!“ sagt Frau Konsul Vooschen kühl und ihr Blick streift Anitas erblaßtes Gesicht.

„Leben Sie wohl!“ Mit diesen Worten führt Referendar Leonhard Anitas schmale Hand an die Lippen.

Das junge Mädchen lächelt, aber etwas Starres liegt in ihrem Blick, sie weiß es mit unumstößlicher Gewißheit — dies ist ein Abschied für immer.

Fürchterlich, daran zu denken. Nun liegen beide Männer auf dem Lager, wegen mir. Ich bin außer mir.

Das hab' ich nicht gewollt, nicht ahnen können.

Heloise lacht über meine Gewissensnot.

„Laß sie sich doch die Hälse brechen, mein Süßes! Ein solch kleiner Aderlaß schadet nicht. Wenn ich um alle Zweikämpfe, die man meinemwegen ausfocht, hätte weinen mögen, so müßte ich heute noch in Sad und Nöthe trauern. Ihr Deutschen seid eine schwerfällige Nation. Kommt, wir müssen fort. Schließe dich mir an. Gehen wir nach Frankreich, auch Professor Baillard rät dazu.“

„Gewiß, mein gnädiges Fräulein, Sie können nichts Besseres beginnen.“ sagte der Franzose, welcher zugegen war, „die unlieb-same Affäre ist für ein gartes Frauengemüt äußerst peinlich. Suchen Sie unser schönes Frankreich auf, dort werden Sie die aufregenden Eindrücke am ehesten los.“

Der Mann versteht mich besser als Heloise, welche nur über die Störung aufgebracht ist, meine Seelenpein aber nicht begreift. Ich war so müde, sehnte mich nach Ruhe, daß ich bedingungslos allem zustimme.

„Haben Sie sich in dem an Reizen so großen Süden Frankreichs dann erholt?“ fuhr der Professor eifrig fort, „so reisen Sie mit dem erwachenden Frühling nach Paris. Ah, — Sie werden Wunder erleben. Es wird mit einer hohen Freude sein, Ihnen die Kunstschätze der Weltmetropole zu erschließen. Dort sehen und spüren Sie den Pulsschlag des Geisteslebens viel markanter und öffentlicher als hier. Der Deutsche ist ein hervorragender Selbstkürmer, aber andere lehren, — belehren, sie zu neuen Ansichten zu zwingen, das versteht er schlecht. Darum ist sein Ruf im Auslande nicht seinen Fähigkeiten entsprechend, weil er zu rasch der Fremden Art und Wesen in sich aufnimmt.“

Der Professor redete noch viel, doch ich vermochte ihm nicht zu folgen, mein armer Geist lag zu sehr darnieder.

Morgen mit dem Frühesten reisen wir. Bald werde ich meinem Vaterlande den Rücken kehren. Seltsam, wie, seit ich die Heimat verließ, ist sie so lebendig in mir geworden, als gerade jetzt. Mein Geist dringt in alle verlorenen Winkel.

Ich sehe Tante Dorette, — ich bemerke „ihn“, ach dessen Name will nicht aus der Feder. Warum war er so hart mit mir? Er hätte mich jetzt schätzen können, zu ihm hätte ich mich nun flüchten können, doch das ist vorbei.

Hat er mich je geliebt? Liebt mich vielleicht noch? Sehnt sich nach mir? Würde er hereilen, wenn er meine Not kannte? — Welch törichtes Zeug schreibe ich. Die Abschiedsstimmung drückt mich allzu schwer, daher die sentimentale Stimmung. Stark will und muß ich sein. Sie sollen nicht über mich triumphieren!

Die neue, ferne Umgebung soll mich das Häßliche vergessen machen, in ihr will ich Kräfte sammeln und mich wiederfinden, eher lehre ich nicht heim! So, nun das Buch noch in den Koffer, dann sind alle Brücken mit dem alten Leben abgebrochen.

6. Fremde Gewalten. (Aus Margas Tagebuch.)

L'Petit, 15. April. Das niedliche Häuschen am Felsen wird L'Petit genannt. Es gehört Heloise und wir bewohnen es mit einer einzigen Befe, mehr verbietet der Raummangel. Stundlang liege ich in der Hängematte unter duftenden Olivenbäumen, und meine Blicke schweifen in die Ferne, weithin über das blaue Mittelmeer. Weiße und bunte Segel gleiten vorüber, ein Dampfer zieht mit einer Rauchfahne dahin, und wohlige Lüfte und Düste kühlen mich ein. Dieser stille Ort mit dem prangenden Lenz war zur Ruhe wie geschaffen. Aber — habe ich hier die ersehnte Ruhe gefunden, nach jenen aufregenden Tagen in Berlin, mit ihren häßlichen Erlebnissen?

Nein — ruhig bin ich nicht, nur müde und schlaff. Die Palmen raunen und flüstern zu meinen Häupten und der warme Lufthauch von Afrika drüben macht mich schläfrig. Dennoch bin ich unzufrieden mit meinem Lofe. Ich habe nicht das gefunden, was ich suchte, und die Heimat mit allem, was darin lebt und weht, ist stärker in mir. Eine Stimme ruft beständig nach ihr und die Sehnsucht pocht mir im Blut, — aber noch kann ich nicht heim, — noch ist mein Verlangen nicht gestillt. Noch gibt es zu vieles, das mich reizt und lockt. Ein wenig hindert mich auch die Scham an der Heimkehr, die nun eine reuige genannt werden müßte. Mein Stolz kann es nicht überwinden und das Vertrauen in meine Stärke ist noch ungebrochen. Mein Gott, — ich bin eben um eine Erfahrung reicher!

Aber für mein Leben gern möchte ich jetzt einmal die herbe Luft von Seeburg atmen und die grünlässigen Wellen des Sees an den Mauern der Bastion anprallen sehen, wie sie sich ärgerlich mit ihrem Schaumgefäusel an den dicken Steinen brechen. Statt der Palmen müßten Tannen im Winde rauschen, — ach, das würde mir so wohl tun, und tief, tief würde ich aufatmen. Doch — erst geht es nach Paris. Heloise langweilt sich und sehnt sich nach Men-

schen. Ich bin des tatenlosen Vegetierens hier ebenfalls müde, — also auf nach der Metropole des Lebens und Genusses!

Morgen reisen wir, ich bin neugierig auf das rauschende Leben in der Stadt des Geistes!

Paris, den 1. Mai. Nun sitze ich in einem Pariser Gartenhaus am Bois de Boulogne und nehme mein Reisetagebuch vor. Es soll meine augenblicklichen Stimmungen festhalten und mir später die Erinnerungen wachhalten. Wo, — ich weile in Paris — und bin enttäuscht! Nicht, daß ich dem regen Treiben aller Kräfte die Anerkennung versage, — aber Paris befriedigt mich nicht, oder richtiger, meine Erwartungen erfüllten sich in keiner Weise. Das rauscht, glänzt und flirrt um mich herum in beständigem Fagen und hastendem Wechsel, — aber das Leben dieser Pariser ist auf den Augenblick gestellt, kein tieferes Erfassen der Zeit und ihres Wertes, auch kein Verständnis tief im Geiste begründeter Werte. Vielleicht verstehe ich die Menschen auch als Deutsche und Germanen nicht ganz.

Unter all diesen — Kuppen möchte ich sie nennen — ist nur einer, der mir ein wenig Eindruck gemacht hat, der Vicomte de Bravilliere. Er scheint mir wenigstens nicht von dem allgemeinen Wechsel der Laune ergriffen zu sein. Stets bleibt er ruhig in seinem Benehmen, er gegenüber befließigt er sich einer etwas blasierten aber rücksichtsvollen Höflichkeit. Früher gehörte er der Armee an, jetzt scheint er keinerlei Stellung zu bekleiden. Ich unterhalte mich gern mit ihm, weil er große Kenntnisse und ein scharfes Urteil besitzt. Alles in allem aber doch ein Flaneur!

Professor Baillard ist unter täglicher Quast, seiner Meinung auch möchte ich über unermeßliche Reichthümer verfügen, denn stets weiß er bei irgendeinem armen strebenden Künstler ein entzückendes Kunstwerk, das ich erwerben soll. Mir kommt dieser Herr vor wie ein reisender Kunsthändler. Ich habe ihm energisch abgewinkt. Seit ich zugewandter geworden, ist seine Liebesschwärmerei sehr herabgesunken. Die Deutschen liebt er nicht, wohl aber ihre Gelder!

Ein freundliches Gesicht führte mir auch einen Berliner Bekannten zu, den Bildhauer Sven Parzen. Als Mensch und Künstler ist er mir gleich wert und interessant. Die lantige Figur des Nordländers nimmt sich seltsam aus zwischen den zierlichen Franzosen. Er hat ein treffendes Urteil über die Bewohner seines Landes gefällt: „Sie sind reichbegabte Kinder, wissen sich jedoch nicht wie Erwachsene zu benehmen. Das Uberschwengliche ihres Wesens fördert und hemmt sie gleicherweise!“

Zu ihm finde ich mich viel besser hin als zu den wortreichen Italiern. Wir schwimmen mitten im Trubel der Weltstadt. Heloise verkehrt in den ersten Kreisen. Freilich, so exklusive wie bei uns ist man hier nicht. Allerlei Größen aus den Gebieten der Kunst, Wissenschaft und Hochfinanz lerne ich kennen, — das ist immerhin interessant, mehr aber nicht!

7. Mai. Es ist spät heute, dennoch möchte ich nicht versäumen, meine heutigen Erlebnisse kurz zusammenfassend einzutragen. Das Ehepaar Balancourt, mit dem wir lebhafteren Verkehr unterhalten, hatte eine kleine Festlichkeit veranstaltet. Es war sehr nett. Man kam auf Politik zu reden und erörterte die Frage, ob ein Krieg möglich sei. Einige hielten ihn für undenkbar, weil alle Mächte in gleich übermäßiger Stärke rusteten. Andere hingegen meinten, er sei zur Klärung der politischen Verhältnisse nötig. Baillard äußerte, der deutsche Kaiser suche den Krieg hinauszuschieben, bis er genügend gerüstet habe. Ich antwortete: „Muß es denn gerade unser Kaiser sein, der ein solches Unheil wünschen sollte? Seine Friedensliebe ist doch ein Hort der Welt!“ Man belächelte und entzifferte sich über meine Worte. Ich hab' das deutliche Gefühl, als ob alle diese Franzosen in ihrem politischen Denken nur ein Ziel kennen, die Niederwerfung des Deutschen Reiches!

Heloise wußte aber klugerweise das Thema bald abzuhalfen. Dennoch war es für mich von Wert, über die Stimmung der Franzosen einen unmittelbaren Eindruck zu gewinnen!

15. Mai. Der heutige Tag brachte mir einen liebevollen Brief von Tante Dorette. Ein Gruß aus ferner Heimat inmitten fremden Wesens. Er hat mich in der Tiefe berührt! Könnte ich gleich heim! Ich fürchte mich förmlich davor, und doch zieht es mich mit tausend Fäden hin. Wenn nur alles so geblieben wäre. Aber so —? Es ist, als ob ich einen Toten zu beweinen hätte. Als ich Heloise mein Sehnen mittheilte, wurde sie zuerst böse, dann weinte sie. Es möchte sie schmerzlich treffen, wenn ich sie jetzt verlasse.

Chateau Vendemont, den 20. Mai. Der Zauber altfranzösischer Romantik umgibt mich. Heloise und ich weilen als Gäste in dem Stammschloß des Vicomte de Bravilliere. Es bedurfte einiger Überredung, ehe ich mich zu der Annahme dieser Einladung entschloß. — Unsere deutschen Adelskinder sind schöner, lustiger, hier ist alles so kalt und — ärmlich. Man lebt, trotz des Reichthums, wie Heloise versichert, wahrhaft puritanisch. — Für die Gäste ist natürlich in ausgiebigster Weise gesorgt, trotz-

...wagten sich eine Ausfahrt. Getosse und Lärm im Wagen, die Bicomte wollte uns zu Pferde begleiten. Seine Tante, welche hier die Honneurs macht, blieb zu Hause. Alles war zur Abfahrt bereit, da wurde der Bicomte durch eine Angelegenheit um einige Minuten zurückgehalten. Wir fuhren schon voraus. Plötzlich trat aus dem Gebüsch zur Seite des Weges eine junge Frauensperson an unsern Wagen heran. Sie war schön und schien unglücklich zu sein, ein Zug von Leid lag über ihrem Wesen. Ich erschrak vor den haßerfüllten Blicken, mit denen sie uns betrachtete. Ihr höhnisches Lachen schnitt mir durch die Seele. „Nun, wer von euch beiden wird das Glück haben, Herrin von Vendemont zu werden? Sie — dich mit der blassen Haut und den schwarzen Haaren hab' ich schon gesehen, — hütet euch — auch du mit den kalten Augen und den blonden Locken —. Ihr werdet ihn doch nie besitzen — nie!“

(Fortsetzung folgt.)

„Fräulein!“

(Nachdruck verboten.)

Von Frz. J. von Schilling.

Aber ich bitte dich, Mama, du bist noch nicht frisirt! Das Strandfest beginnt um acht Uhr und jetzt ist es beinahe sieben!“ Das junge Mädchen, das diese Worte vorwurfsvoll hervorrief, stand im Frisiermantel in der offenen Verbindungstür des eleganten Hotelzimmers.

Halbdämmer herrschte hier und ein schwüler Duft nach Beilchen und kölnischem Wasser.

„Ich kann dich nicht begleiten Anita! Es ist mir unmöglich! Ich habe so entsetzliche Kopfschmerzen nach dieser gräßlichen Segelpartie, das mußt du doch einsehen, Anita!“

Die Angeredete kam langsam näher bis an das Fußende des Ruhebettes, wo Frau Konhul Looschen im weißen Matinee lag. Der Blick der Tochter glitt unmutig über die Liegende.

Ihre Stimme klang leise, aber scharf.

„Du könntest dich schon aufraffen, Mama! Gerade heute Abend mußt du Migräne haben, wo für mich so viel, wenn nicht alles auf dem Spiel steht. Der Onkel von Referendar Leonhard ist extra von Stettin herübergekommen, wo er geschäftlich zu tun hat. Du weißt doch, der alte Starke, der so immens reich ist, der das große Gut bei Königsberg hat. Er will ihn später zum

alleinigen Erben einsetzen, denke doch nur, Mama!“ Mit einer ungeduldrigen Bewegung warf sie das dunkle Haar, das dünn und glatt über ihre Schulter fiel, zurück.

Frau Looschen richtete sich ächzend auf. „Ich kann nicht, Anita! Beim besten Willen nicht! Aber könntest du dich nicht jemand anschließen für heute Abend, Woltmanns vielleicht?“



Generalleutnant Osman Nizami-Pascha

ist zum Delegierten der Türkei in den belehnten Gebieten Rumäniens ernannt worden.

Anita hat ganz recht! Sie urteilt scharf, trotz ihrer neunzehn Jahre. Sie ähnelt auch darin ihrem Vater, dessen Liebling sie war von Kindheit an. Aber eben dieses kluge Berechnen nimmt ihr die köstliche Naivität, die wie ein Zauberschleier über Mädchenknospen liegt! Es hat ihren Zügen einen altklugen, scharfen Ausdruck verliehen, der besonders jetzt ihrem blassen Gesicht aufgeprägt ist. So gern möchte sie das Strandfest und den Ball im Kurhotel besuchen! Jeden Tag hat sie gehofft, daß Referendar Leonhard das entzückende Wort spricht, das Wort, das sie zu seiner Braut macht! Und der heutige Abend ist wie geschaffen dazu!

Wie schön das wäre, welch ein Triumph, wenn sie „verlobt“ von Swinemünde zurückkehrte!

Alle ihre Freundinnen aus dem Kränzchen sind verheiratet oder verlobt, nur sie wartet noch immer, nur an ihr gleitet das Glück vorüber, ohne ihr seine Rosen in die Hand zu legen.

Gerade heute ist der junge Leonhard so freundlich zu ihr gewesen auf dem Tennisplatz! Er hat ihr Rosen gebracht und von seiner einsamen Kindheit erzählt, noch mehr aber von seinem Onkel Karsten, der zum Besuch nach Swinemünde gekommen ist und ihn heute auf das Strandfest begleiten will. Er hat

ihm, dem früh Verwaisten, die Eltern ersetzt, ihn mit Güte und Wohlthaten überhäuft! Nur ihm verdankt er es, daß er hat Jurisprudenz studieren dürfen, denn sein Vater hat ihm nichts hinterlassen können von dem schmalen Gehalt als Volksschullehrer.

„Anita! Ich wüßte einen Ausweg!“ sagt nun Frau Konhul Looschen lebhaft. „Fräulein!“ kann dich begleiten. Sie ist ja noch in Trauer, aber das schadet nichts. Schwarz sieht immer vornehm aus! Was meinst du?“

„Fräulein?“ — wiederholt Anita nachdenklich. „Das ist ein guter Gedanke, Mama! Sage es ihr nur bald, denn sie muß mich

noch frisieren, es wird sonst zu spät!“

Mit einem Seufzer der Erleichterung greift Frau Looschen nach der Handklingel. — Sie ist froh, einen Ausweg gefunden zu haben, eine Ehrendame für ihre verzogene Tochter.

Von dem Ballone nähern sich leichte Schritte, und in die offene Glasthür tritt eine hohe, schlankes Mädchen Gestalt in Trauerkleidung.

„Gnädigste Frau, befehlen?“

„Ach, da sind Sie ja, Fräulein! Legen Sie nur die Arbeit fort, die Stopferei an den Seidenstrümpfen eilt ja nicht! Nämlich, ich möchte, daß Sie die Anita heute Abend auf das Strandfest begleiten!“

„Ich bin doch in Trauer, gnädige Frau!“ Der Einwurf klingt leise, wie in verhaltenen Tränen.

„Aber liebes Fräulein! Diese kleine Geisllikeit können Sie



Österreichisch-ungarische Infanterie in einer schwer erkämpften Stellung in den Waldkarpathen.

Kilowhot, Wien.



Auf der Feindeseite: Das Völkergemisch bei der Sarraïl-Armee.

Stehend: Engländer, Franz. Kolonialsoldat, Russe, Indier, Italiener, Serbe; kniend: Kreter, Senegal-Regent, Franzose, Franz. Soldat aus Indo-China, Kreter.

mit trotzdem doch erweisen! Sie tanzen ja nicht, Sie sollen nur | und Anita helfen eine flei-
ein wenig meine Stelle ausfüllen, ich kann
doch nicht ausgehen mit dieser Migräne, ich
bitte Sie!" — Frau Looschen ließ sich hö-
nend zurücksinken.

"Also gut! Ich begleite Fräulein Anita!
Wann soll ich mich bereithalten?" —

"Um dreiviertel auf acht Uhr müssen wir
gehen, Fräulein!" sagt Anita eifrig. "Jetzt
helfen Sie mir bitte mein Haar wellen und
aufrollen! Die neue Frisur, nicht wahr?"

Fräulein lächelt ein wenig und neigt zu-



Frau Dr. Anastassoff (geb. Radostawow),

Tochter des bulgarischen Ministerpräsidenten und Gattin des
ersten Sekretärs der bulgarischen Gesandtschaft zu Berlin.

den Kopf. Sie muß ja immer lächeln und
zu jeder Dienstleistung bereit sein, zur Er-
füllung jeden Befehles, jeder Bitte! Dafür
ist sie "Fräulein", Stütze und Gesellschafterin
bei Frau Konsul Looschen.

Für den Monatsgehalt von fünf und zwanzig
Mark mit "Familienanschluss" hat sie ihre
persönliche Freiheit, jede Stunde des Tages



Prof. Adolf v. Bonndorf. (Mit Text.)

nimmend den blon- | Sie heufzte schwer auf, während sie das Haar Anitas über die

gehoben. Sogar die Sonntage gehören nicht
ihr! Sie hat keinen freien Ausgang wie die
Nöddin und das Stubenmädchen, sie ist eben
"Fräulein!" Auf ihr ruht die Verantwortung,
die das große Haushaltwesen erfordert, sie ist
die Triebfeder, die das Ganze lenkt und Sorge
trägt, daß keine Störung eintritt! Und auch
hier im Seebad, wohin sie Frau und Fräulein
Looschen
begleiten
durfte, hat
sie ihre
Pflichten!
Sie muß
die Toilet-
ten der Da-
men zu-
rechtma-
chen, auf-
bügeln und
abgerissene
Spitzenan-
nähen, sie
muß der
Frau Kon-
sul vorlesen
bis in die
späte Nacht



Fliegerleutnant Jeffers. (Mit Text.)

auch das erste
Fräulein, das länger als vier Wochen bei Frau
Konsul Looschen aushält. Seit einem halben
Jahr bereits hat sie die Stellung inne, hat sich
ihr Arbeitsfeld erweitert, ohne daß sie ihr freund-
liches Lächeln, ihre Bereitwilligkeit den Loo-
schen gegenüber verloren hat.

Juliane Bergen steht allein in der großen,
kalten Welt, seit ihr vor einem halben Jahre
die Mutter starb. Ganz plötzlich ist dieser Schick-
salschlag über sie hereingebrochen und fern wie
ein Märchentraum dünkt ihr das stille Leben,
das sie mit der Mutter geführt in der kleinen
Vorstadtwohnung. — Wie lange war das her,
daß die sanfte Stimme der Mutter sie "Lia"
genannt, "meine süße Lia!" Und heute mußte
sie ein Fest besuchen, trotz ihrer tiefen Trauer!
Sich unter Menschen begeben, im Lichterglanz
und rauschende Musik, in Lärm und Lachen. —



Im rumänischen Petroliumrediet: Das eroberte Campina.

Unsere Bilder

Prof. Adolf v. Tonnendorf, einer der bekanntesten und ältesten deutschen Bildhauer, erlag in Stuttgart im 83. Lebensjahr einem Schlaganfall. Er hatte auf ein reiches Lebenswerk zurück. Zahlreiche seiner trefflichen Denkmäler und Büsten schmücken die deutschen Lande.

Fliegerleutnant Gustav Leffers, einer der bekanntesten Jagdflieger, und am 27. Dezember im Luftkampf den Tod. Er stammte aus Wilhelmshaven, meldete sich bei Kriegsausbruch als Kriegsfreiwilliger bei der Fliegertruppe und flog seit Februar 1915 auf dem westlichen Kriegsschauplatz, wo er sich zu einem hervorragenden Jagdflieger entwickelte. Für seine bedeutenden Leistungen wurde ihm der Orden Pour le mérito verliehen, außerdem war er Ritter der beiden Klassen des oldenburgischen Friedrich-August-Kreuzes, des Ehernen Kreuzes zweiter und erster Klasse, sowie des Ritterkreuzes des Hohenzollernschen Hausordens.

Allerlei

Materiell. Tochter (liest): An der Quelle saß der Anabe, Blumen wand er sich zum Kranz. — Vater: „Zeitvergeudung, hätte lieber Forellen angeln sollen.“

Eine originelle Nachr. Der berühmte schwedische Naturforscher Linné war zu verschiedenen Malen von dem berühmten Franzosen Buffon angegriffen worden, ohne ihm je geantwortet zu haben. Der gelehrte Schwede war jedoch nicht unempfindlich gegen jene und geäußerte eine sehr originelle Nachr. Als er die Heideländer seines wilden Vaterlandes durchkreiste, entdeckte er eine Pflanze von der Gattung der Karyophyllaceen, die bisher noch nicht klassifiziert worden war. Sie war von unangenehmem Aufsehen, hatte einen widerlichen Geruch, zeigte sich nur auf dünnem Boden und diente den Kröten zum Versteck. Linné gab ihr einen Platz in seinem Pflanzensystem und verlieh ihr den Namen *Buffonia*. — Dies war die einzige Antwort, die er dem französischen Naturforscher gab.

Der Dessauer Marsch. Über die Entstehung dieses merkwürdigen, wahrhaft historischen Konflikts ist man noch immer nicht im klaren. Eine besondere Beachtung verdient indes folgende Mitteilung, die sich zum Teil auf eine Ansicht der Notizbücher des Fürsten Leopold von Dessau selbst gründet. „Es findet“, heißt es darin, „sich weder in der Chronik noch in anderen anhaltischen Geschichtsbüchern irgendeine Nachricht über die Entstehung des Dessauer Marsches. Alles, was man als Überlieferung in der Familie des Dessauer Hauses weiß, ist, daß der Fürst Leopold bei dem Entsat von Turin, den 7. September 1706, um den Feind zu täuschen, der ihm überlegen war, morgens vor Tagesanbruch alle Infanterie- und Kavallerieinfanteren durcheinanderblies, oder rasch hintereinander, wodurch ihm eben diese List gelang, daß man eine größere Armee vermutete und ihm das Feld räumte; ob nun diese verschiedenen Panfaren zusammen etwas dem Marsche ähnlich klangen und so einen Italiener zum Aufschreiben desselben brachten, ob einer nur durch den Helden begeistert wurde zu der Komposition desselben, das muß man dahin gestellt bleiben lassen. Aber es heißt, ein Italiener habe dem Fürsten Leopold in Turin nach dem Entsat dieser Stadt den nachher unter dem Namen „Der Dessauer Marsch“ berühmten überreicht.“

Ein Dichter als parlamentarischer Berichterstatter. Der englische Dichter Coleridge wurde von seiner Zeitung, der „Morning Post“, beauftragt, über eine Parlamentssitzung zu berichten, bei welcher der jüngere Pitt eine ausschlaggebende Rede zu halten hatte. Stenographie gab es damals noch nicht. Die Berichterstatter machten sich Notizen und arbeiteten danach die gehörte Rede aus. Nun traf es sich, daß die zu erwartende große Rede schon im Voraus als „Sensation“ galt, und um nur einen Platz auf der Galerie zu erhalten, mußte Coleridge schon um sieben Uhr morgens vorm Parlamentsgebäude warten, bis die Türen geöffnet wurden, und dann noch stundenlang sitzen und die übrigen Verhandlungen über sich ergehen lassen, bis endlich Pitt an die Reihe kam. Als es so weit war, da war der arme Dichter müde zum Einschlafen, und noch hatte der Rinkler keine zehn Minuten gesprochen, da sank schon Coleridges Haupt auf die Brust, und er verfiel die ganze Rede. Erst die lauten Zustimmungsrufe am Schluß weckten ihn aus seinen Träumen. Was sollte er nun anfangen, da sein Blatt doch den Bericht von ihm erwartete? Nun, er war nicht umsonst ein Dichter. Erst lautete er gespannt auf alle Äußerungen, die rund um ihn über Pitts Meisterwerk laut wurden, dann setzte er sich und schrieb eine Wiedergabe der Rede, die noch um vieles glänzender war als die Rede selbst. Die Zeitungsleute der „Morning Post“ waren ganz stolz, einen so ungewöhnlich langen und zusammenhängenden Bericht darüber bringen zu

sönnen und das Blatt wurde rasend gekauft! Am andern Morgen sprach der Parlamentarier Canning in der Debatte vor, bewunderte gleichfalls die ausführliche Wiedergabe, fügte dann aber hinzu: Der Bericht macht dem Kopfe des Reporters mehr Ehre als seinem Gedächtnis. Daraufhin durfte Coleridge keine Parlamentsberichte mehr liefern. C. D.

Gemeinnütziges

Zur Vertilgung der Schnecken im Garten und Gewächshaus ist alles abgestandenes Bier sehr empfehlenswert. Man gießt davon etwas in Schalen, Teller oder Dosen und stellt es dunkel auf.

Roos auf Rasenflächen läßt sich durch Bestreuen mit Thomasmehl und Kainit verringern. Kräftiges Aushorsten muß vorausgehen. Böden durch Roos überwucherte Rasenflächen sind umzuarbeiten und neu anzulegen. Die Vorarbeiten dazu sind im Winter vorzunehmen.

Schwammwühlige und krebstranke Eichen können nur dann durch Ammerdehung geteilt werden, wenn man Reiser einer Raschwüchigen Sorte nimmt, z. B. vom „Schönen von Vostoop“. Hier läßt das Reis auf die Unterlage einen anregenden Einfluss aus.

Zeitungsblätter auf Schränke zu legen empfiehlt sich überall. In den Schränken kann dann von oben her kein Staub eindringen, und das Reinhalten, das in einem einfachen Abnehmen der Papierschicht besteht, ist wesentlich vereinfacht.

Zichlinge dürfen nie zu lang geschnitten werden, da sie sonst welken, ehe sie von den entstehenden Wurzeln Nahrung erhalten. Etwa 10 cm ist das geeignetste Maß.

Die Aufzucht junger Hunde im Pferdestalle soll nach Angaben eines Kynologen derart ungünstig auf die Geruchsnerven einwirken, daß die Tiere dadurch jagduntauglich werden können. Der ständige Geruch des Ammoniakals wäre nicht für die feine Nase des Hundes.

Düngung mit verrottetem Rindermist wirkt auf Holzvuchs und Fruchtentwicklung der Kernobstbäume. Im Herbst eingegrabene Baumscheiben werden im Februar damit bedeckt. Schnee und Regen sorgen für Auslaugung.

Frisches Wasser darf jeder Kranke in mäßigen Mengen genießen, auch bei Durchfällen, wo es die Ärzte früher ganz verabscheuten. Wenn der Körper viel Flüssigkeit abgibt, muß diese ersetzt werden. Durstenden Patienten frisches Wasser zu verbieten ist daher grausam und ganz unartig.

Buchstabenrätsel.

A	A	A	A	A	A	A	A
A	A	B	B	C	C	D	E
E	E	E	E	E	E	E	F
F	G	H	H	I	I	K	K
L	L	L	L	M	N	N	N
N	N	N	N	O	R	R	R
R	R	S	S	S	S	S	T
U	U	U	U	W	Y	Z	

Die eingestellten Buchstaben sollen so geordnet werden, daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1) Stadt in Westfalen. 2) Französischer Dichter. 3) Raubtier. 4) Stadt an der Mosel. 5) Badeort in Preußen. 6) Weiblicher Vorname. 7) Stadt in Ostpreußen. 8) Schachspieler und Theaterdirektor. — Sind die Wörter richtig gefunden, so ergibt die mittlere senkrechte Reihe den Vor- und Nachnamen eines berühmten Niederkomponisten und die vierte waagrechte Reihe den Geburtsort desselben. G. v. d. M. a. z.

Lösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logograph: Banne, Lanne, Kanne. Des Kryptograph: Braunschweig, Rheingau, Augsburg, Urdach, Neustadt, Schwab, Gann, Mischberg, Weinsberg, Ellenach, Jena, Genia. — Braunschweig.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.



Ein in der Nähe von Lisse zum Landen gezwungener englischer Vickers-Doppeldecker.



Bilderrätsel.